

Clemens Ruthner | Trinity College Dublin, ruthnerc@tcd.ie

Fallstudien zur Kanonforschung

»Aussiger Beiträge. Germanistische Schriftenreihe aus Forschung und Lehre«, Jg. 14 (2020): Themenheft *Kanon 4.0*. Hgg. Renata Cornejo, Susanne Hochreiter, Karin S. Wozonig. Ústí nad Labem: Univerzita J. E. Purkyně; Wien: Praesens

Die Besprechung gilt dem Themenschwerpunkt *Kanon 4.0* des vorliegenden 14. Bandes der »Aussiger Beiträge« (ein Flaggschiff unter den einschlägigen Periodika der tschechischen Germanistik), der außerdem noch Aufsätze über die Romane der tschechisch-deutschen Autoren Ota Filip und Jan Faktor sowie zum Genre der Biografie, weiters einen umfänglichen Rezensionsteil und Tagungsberichte enthält. Gleich zu Beginn stellt sich natürlich die Frage, was es für einen (neuen?) Ausgangspunkt für das vorläuferreiche Unterfangen gibt, den Kanon mit der aus der Software-Welt entlehnten und vielversprechenden Etikettierung ›Vier-Punkt-Null‹ unter die Lupe zu nehmen. Dazu schreiben die Herausgeberinnen in ihrem Vorwort, es sei einerseits zu beobachten, dass »literarische Texte in Schulen zunehmend in Bedrängnis geraten« (wenn diese etwa mit der neuen ›Zentralmatura‹ beklagenswerterweise aus dem Procedere des Gymnasialabschlusses entfernt worden sind); andererseits könne, so heißt es weiter, noch weniger »von einem gemeinsamen Kanon an Bildungsinstitutionen ausgegangen werden« (S. 7). Dennoch gehört es zum Wesen jener Kulturtechnik, die Komplexitätsreduktion durch eine wertende Auswahl leistet, dass sie ihre proklamierte Auflösung in der Postmoderne (›anything goes‹) heimlich, ja quasi untot überlebt hat; es besteht also heute mit den Worten Miriam Houska-Normanns ein geradezu konstitutiver »Widerspruch zwischen der Überzeugung der Nicht-Existenz und Unmöglichkeit eines Kanons und dessen exemplarischer Existenz« (S. 73). In diesem Sinne ist es auch die Arbeitsvorgabe des vorliegenden Bandes, aufs Neue »die vielfältigen Mechanismen gegenwärtiger Kanonbildung exemplarisch in den Blick zu nehmen und ihre Wirkmächtigkeit zu diskutieren«, d.h. »Fragen nach

Macht zu stellen und das Verhältnis von Zentrum und Peripherie« (S. 7) zu thematisieren.

Den Auftakt der insgesamt sieben Fallstudien macht Matthias Manskys Beitrag zu den Wiener Schiller-Feiern im 19. Jahrhundert, in denen auch auf dem Rücken der Literatur das Verhältnis des Bildungsbürgertums zur deutschen (Kultur-)Nation – nach den österreichischen Niederlagen von 1859 und 1866 – verhandelt wurde; der Verf. weist etwa darauf hin, dass die Festivitäten zum hundertsten Geburtstag des Dichters »die offizielle Geburtsstunde der zuvor in der Habsburgermonarchie verbotenen Burschenschaften« (S. 22) gewesen seien. Die Wirkmächtigkeit dieser Fallstudie liegt indes insbesondere darin, dass sie die gerne vernachlässigte *Performanz* des Kanons beleuchtet – also wie sich dieser in nicht-textuelle soziale Praktiken übersetzt, die über den ›Literaturbetrieb‹ hinausreichen und sich mit anderen gesellschaftlichen Feldern verschränken.

Hierzu würde auch die Unterrichtspraxis zählen, die durch Kanones mitbestimmt wird: Die Analyse einer rund 200 Werke umfassenden Literaturliste, die im Jahr 2015 von drei Literaturvermittlern unter Mitarbeit diverser Autor*innen für die Wiener Schulen erstellt wurde, entspricht – so Sandra Folies – einem »Durchschnittspublikationsjahr« von Lesetexten irgendwo »im frühen 19. Jahrhundert« (S. 39). Sie moniert, dass vor allem Autorinnen noch immer unterrepräsentiert seien und plädiert für eine Öffnung hin zu einem »dynamischen neuen Weltliteraturkanon«, der nicht nur von den sprichwörtlichen alten weißen Männern geprägt ist.

Mit einer durchaus kompatiblen Hintergrundabsicht steht wiederum die konkrete Kanonisierungspraxis in interkulturellen Kontexten des DaF-Unterrichts im Zentrum des Beitrags von Miriam Houska-Normann, die Ergebnisse einer umfangreicheren Studie zum Thema präsentiert, die Rückschlüsse auf die Bedeutung eines ›Kernkanons‹ und von Kanonisierungsinstanzen bei der Literaturvermittlung zulassen. Der fruchtbaren Integration interkultureller Literatur in den deutschsprachigen Kanon wendet sich auch Eriberto Russo am Beispiel des Bandes *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (2007) der japanisch-deutschen Autorin Yoko Tawada zu.

In Folge fokussiert Petr Pytlík auf den Umgang mit dem Deutungskanon an heutigen Brünner Theatern, d.h. wie in deren Aufführungspraxis Strategien der postdramatischen Dramaturgie auf klassische Stücke (die selbst nicht unbedingt diesem Kontext entstammen) angewandt werden bzw. zurückwirken. Anschließend widmet sich Libor Marek dem Prozess des Ausschlusses aus dem Kanon – Stichwort ›Regionalliteratur‹ – am Beispiel der aus der ›mährischen Walachei‹ (dem Nordosten Mähren) stammenden Autorin Susanne Schmida (1894–1981). Hier geht es also um jene für den

Kanonisierungsprozess wesentliche Dichotomie von Zentrum und Peripherie, aber auch um die Bedeutung von Gattungsgrenzen und -zuordnungen.

Zum Abschluss des Themenschwerpunktes geht Helena Jaklová noch am Beispiel der Autofiktion *Bot. Gespräch ohne Autor* (2018) des Büchner-Preisträgers Clemens Setz der Frage nach, inwieweit eine von künstlicher Intelligenz (AI) geschriebene bzw. mitgestaltete neue Literatur – die die Autorschaft ganz im Sinne poststrukturalistischen Gedankenguts problematisiert – im digitalen Zeitalter kanonisierbar sein soll oder nicht – ist doch der Kanon immer auch ein wenig eine Held*innengalerie exemplarischer (menschlicher) Kulturschaffender. Noch interessanter wäre vielleicht die Frage gewesen, inwieweit AI Kanonisierungsprozesse nicht nur beeinflusst, sondern auch im Rahmen von ›Digital Humanities‹ besser erforschbar machen kann.

Bei all seinen Meriten zeigt sich nun insgesamt leider auch eine Schwachstelle des vorliegenden Bandes: Ein gründlicherer theoretischer Auftakt, der die Beiträge der neueren und neuesten Kanontheorie intensiver berücksichtigt bzw. herausarbeiten würde, hätte dieser Zusammenstellung durchaus gut getan; so fehlt etwa einiges, was dem Forschungsgebiet im Anschluss an Pierre Bourdieus Feldtheorie innovativ zufiel (wohingegen etwa in Manskys Beitrag das Einbeziehen der ›Cultural performance‹-Theorie erfrischend wirkt). Doch darin besteht ja vielleicht auch die Krux vieler Kanon-Fallstudien generell: Sie bieten interessante Momentaufnahmen, ohne wirklich viel vom ›großen Ganzen‹ der Kanonisierungsinstanzen und -systeme zeigen zu können. Aber gleicht darin Kanonforschung nicht immer schon ein wenig der Quantenphysik (oder der partizipierenden Anthropologie), die sich immer fragen muss, ob sie durch die Eingriffe, die sie forschend vornimmt, auch das Untersuchte – den Kanon als »dynamisches Konstrukt« (S. 68) – zugleich mitverändert? Dies kann freilich durchaus beabsichtigt sein, wie einige der Beiträge deutlich machen.